

Olaf Büttner, geboren in Wilhelmshaven, wurde nach unruhigen Jahren schließlich doch noch Schriftsteller und Sozialpädagoge. Heute lebt er ganz in der Nähe seines Geburtsortes an der Küste und arbeitet neben dem Schreiben mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

www.olafbüttner.de

www.facebook.com/olafbuettner

OLAF BÜTTNER

FRIESENGURU

Küsten Krimi

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/Ingo Boelter
Umschlaggestaltung: Franziska Emons-Hausen, nach einem
Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0283-7
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch
die Agentur Brauer, München.

Philip Marlowe zugeneigt, dem einzigen Privatschnüffler,
der mir zum Vorbild taugt
Reent Reents, Haven-Detektiv effektiv!

»Sind Sie, was die Art des Auftrags betrifft, sehr wählerisch?«
 »Nein, solange sich's um nichts Ungesetzliches handelt,
 eigentlich nicht.« Plötzlich klimperten Eiswürfel in der Stimme.
 »Wäre das der Fall, hätte ich Sie wohl nicht angerufen.«

Aus dem Philip-Marlowe-Roman »Lebwohl, mein Liebling«
 von Raymond Chandler

Ich wimmelte sie zum dritten Mal ab. Entschlossen, kühl, präzise, jedoch charmant wie immer. Typisch ich, typisch Reent Reents. Seit Tagen belästigte sie mich mit ihrem Auftragswunsch. Aber ich wusste mich abzugrenzen. Religiöse Fragen waren nicht mein Metier. Diesmal behauptete sie sogar, sich auf dem Weg zu mir zu befinden, weshalb ich kurzerhand die Türklingel abstellte.

Es war an jenem heißen Tag des letzten Indian Summers, der mich mit einem Glas feinstem Bourbon in einer schattigen Ecke meines Balkons wiederfand. Innerlich wie stets hellwach, döste ich vor mich hin. Der Blick auf den Wilhelmshavener Großen Hafen mit dem vor mir liegenden Bontekai war eine phantastische Sache. Die von mir lässig auf dem Balkongitter abgelegten Füße machten einen entspannten Eindruck auf mich.

Meine Hauptbeschäftigung dieser Tage bestand darin, mich von den Strapazen meiner polnischen Abenteuer (nachlesbar in »Friesenschwindel«) zu erholen, gelegentlich im Kummer über das Schicksal meiner geliebten Nachbarin Marietta Weinzierl (Gefängnisaufenthalt) zu versinken sowie die Glücksgefühle meiner triumphalen Rückkehr in mich aufzusaugen wie ein trockener Schwamm.

Jene Frau am Telefon, die mich in meiner Eigenschaft als frischgebackener Erfolgsdetektiv so flehentlich um Hilfe anwandelte, vermisste ihre dreiundzwanzigjährige Tochter Saskia, die sie Sassi nannte. Sie selbst hieß Susi, Susi Schöpski. Ihr Winseln erinnerte mich an das Winseln des Jack Russell Terriers Ricky, das er anstimmte, wenn ich abends vergessen hatte, am Bontekai eine letzte Runde mit ihm zu drehen. Der schneeweiße Hund Mariettas befand sich weiterhin in meiner Obhut.

Susi Schöpskis Aussage zufolge war Saskia Schöpski alias Sassi in die Hände eines Gurus geraten. Ich hatte keine Ahnung, was sie darunter verstand. Einen weißhaarigen Inder mit langem Bart und verschmitztem Lächeln? Einen coolen Geschäftsmann in

schniekem Anzug, der andere durch philosophisches Gequatsche über den Tisch und dann das Geld aus der Tasche zog? Oder möglicherweise eine Mischung aus beidem? Aber nicht mal die Antworten auf diese Fragen interessierten mich.

Susi S. sah sich außerstande, besagte Tochter selbst aus den Fängen jenes Mannes zu befreien. Ihren Gatten Alwin ebenfalls. Sie hielt ihn für eine Flachpfeife.

Ich persönlich sah die einzige Chance für ihre Tochter in deren Selbstrettung, was ich Susi auch unverblümt mitteilte. Können ist vor allem eine Frage des Willens. In präzisen Worten erläuterte ich der hartnäckigen Frau meine Theorie. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie mir zuhörte.

»Sie ist dem Kerl komplett verfallen!«, unterbrach mich die besorgte Mutter nach sieben Minuten. »Sie braucht Hilfe! Ihre Hilfe, Herr Reents. Sonst ist sie verloren! Bitte!«

Die Frau war außer sich. Ihre Stimme klang so melodisch wie in einen Blecheimer tropfender Regen. Ihre hohe Meinung zu meiner Person gefiel mir jedoch. Gleichzeitig dachte ich, dass sie mir viel erzählen konnte. Zum Beispiel, dass die angebliche Sekte, die der angebliche Guru anführte, »Ebbe und Flut« hieß. Beim Googeln bekam ich außer dem Standort Tettens (Dorf im friesischen Wangerland, Anm. des Autors), einer Telefonnummer und der Bezeichnung »Spirituelle Gemeinschaft« nichts heraus. Die Website der Gruppe befand sich im Aufbau.

Meine Alarmglocken schrillten. Ich wollte und wollte nichts mit dem Fall zu tun haben. Frau Schöpfski musste sich schließlich meinem erstarkten Selbstbewusstsein beugen. Ihr übertriebener Hilferuf versickerte wie ein verlorener Priel im Watt. Als ich auflegte, hatte sie den gewünschten Konsultationstermin in meiner »Haven-Detektei effektiv!« nicht erhalten.

Ich fragte mich, wie die Lady wohl aussah, und hoffte, nichts verpasst zu haben. Am Ende unseres Gesprächs kündigte sie an, die Sache nunmehr selbst in die Hand zu nehmen. Notfalls zusammen mit dem Hund ihrer Tochter, der ebenfalls Jack Russel war.

Durch den spektakulären Erfolg in meinem ersten Fall hatte

ich mir eine Position erarbeitet, die es mir ermöglichte, auch ideell nicht mehr jeden Auftrag annehmen zu müssen. Finanziell hatte ich dies durch meinen Lottogewinn in Höhe von siebzehn Millionen Euro noch nie nötig gehabt. Kenner meiner steil auf-schießenden Karriere wissen Bescheid.

Ich wollte den lieben Gott noch eine Weile einen guten Mann sein lassen. Hatte nicht vor, mich mit frommen Wünschen auf-zuhalten. Plante nicht, Stoßgebete zum Himmel zu senden. Was sollte ich da mit einem religiösen Fall? Ich wollte mein beneidenswertes Dasein genießen, was das Zeug hielt. Das Leben war kurz.

In den vergangenen Wochen hatten nicht nur die Wilhelms-havener Zeitung, das Jeversche Wochenblatt, die Nordwest-Zei-tung, Radio Jade, der Friesische Rundfunk und Radio Nordsee-welle ausführlichst über meine polnischen Abenteuer berichtet. Auch überregionale Medien hatten sich an dieser Kampagne zur Stärkung meines detektivischen Images in so großer Zahl betei-ligt, dass ich eine Aufzählung vermeide.

Doch hatte ich kein Interesse daran, mich im bequemen Strandkorb des Erfolgs zurückzulehnen. Wollte mich nicht vom Licht der Anerkennung in diesem bräunen lassen wie der verhätschelte Nordseetourist. Das führte nur zu seelischem Sonnenbrand.

Mein Sinnen und Handeln war in die Zukunft gerichtet. Den Blick geradeaus wie einen Feldstecher in die sommerlich blü-henden Rapsfelder der friesischen Tiefebene.

Seit geraumer Zeit verfügte ich über eine innere Stimme. Diese verfolgte mich wie ein Schatten an der Wand. Sie nervte häufig, so auch jetzt. In schnodderigem Tonfall wies sie mich darauf hin, dass sie es für unangebracht hielt, die Füße hochzulegen.

Marlowe wäre nicht Marlowe geworden, hätte er nach jedem Fall die Füße auf dem Tisch dauergeparkt und sich ein Glas nach dem anderen genehmigt.

Meine innere Stimme kannte mich gut. Sie wusste, wer mein großes Vorbild war, und warf es mir hin wie einen Wattwurm-köder. Philip Marlowe war nicht nur mein Idol, der berühmte

Detektiv der Chandler-Romane hatte mich auch bei der Aufklärung meines ersten Falles innerlich begleitet. Selbst in heikelsten Situationen hatte er mich angespornt, meine gediegene Coolness zu wahren.

Gleichzeitig hatte meine innere Stimme keine Ahnung von mir. Ein Mann wie ich, aus jenem feinen, aber robusten Holz geschnitzt wie alle Friesen, ähnelnd einem Stück Treibholz vom Schilliger Strand, ein solcher Mann läuft niemals Gefahr, die Schuhe auf Dauerruhemodus zu stellen oder dem Suff zu verfallen.

Einer wie ich trinkt ein, zwei gute Gläser, um noch klarer denken zu können. Er legt die Füße überhaupt nur hoch, um danach noch entschlossener auf dem Boden der Tatsachen zu stehen.

Der Hund, der mir noch immer an den Hacken klebte wie die Fliege am toten Hering, lag mir zu Füßen. Er blinzelte mich von unten an, als handele es sich bei ihm um ein demütiges Geschöpf, was mich spöttisch lächeln ließ.

Bei dem Gedanken, dass ich den weißen Winzling einst für meine innere Stimme gehalten hatte, grinste ich schiefklippig. Er war Jack Russell Terrier durch und durch. Infolgedessen konnte er nicht reden. Dass er der Hund meiner attraktiven Nachbarin Marietta war, der mein Herz gehörte, stellte den einzigen Grund seiner Anwesenheit dar.

Aufgrund der Umstände, die zu erklären zu kompliziert wäre, war Marietta räumlich an ihre Bleibe in Vechta gebunden. Dass sie innerhalb der kommenden Jahre erneut meine Nachbarin werden würde, war aufgrund der umfangreichen Anklagepunkte auszuschließen.

Den Hund und mich verband außer unserem polnischen Abenteuer vor allem, dass wir beide Marietta vermissten wie Hölle. Während ich jedoch warten konnte, lief das Tier Gefahr, ihre Rückkehr nicht mehr zu erleben. Hunde werden nicht so alt.

Ich hätte große Lust gehabt, meine innere Stimme für immer zum Schweigen zu bringen. In der Vergangenheit hatte ich

Versuche unternommen, ihr mit Hilfe des Psychologen Klaus Maria Deuter den Garaus zu machen. Diese waren jedoch aufgrund deprimierender Unfähigkeit des Therapeuten gescheitert. Eine Neuauflage unserer fruchtlosen Gespräche war nicht nur unerwünscht, sondern unmöglich. Deuter befand sich aufgrund eines fetten Burn-outs mittlerweile selbst in psychiatrischer Behandlung, wie die Wilhelmshavener Gerüchteküche verkündete, welche wie stets blühte.

Mit meiner inneren Stimme schloss ich einen Kompromiss und rief bei der Glaubensgemeinschaft »Ebbe und Flut« an. Ein paar Infos einzuholen konnte schließlich nicht schaden.

»Ja, hallo, hier spricht Reent Reents.«

»Guten Tag«, säuselte eine freundliche weibliche Stimme. Sie klang mehr nach Telefonsex als nach spirituellem Hintergrund. »Was kann ich für Sie tun?«

Verschiedentlich fügte ich hinzu: »Der Haven-Detektiv. Ich hätte da mal ein paar Fragen ...«

Sonst geht's noch?, zischte meine innere Stimme.

Mir fiel auf, dass ich einen Fehler gemacht hatte, und warf das Telefon auf den Tisch, als hätte ich mich daran verbrannt.

Dass ich Deuter vermisste, befremdete mich. Der Therapeut war für mich ein No-Go. Der aufkeimende Wunsch, ihn trotz seiner Erkrankung zu konsultieren, ging gar nicht.

Vielleicht hat er Ahnung von diesem Sektenkram?

»Wieso sollte er?«

Abgelenkt wurde ich durch eine Frau in leuchtend grünem Sommerkleid. Sie hatte langes rotblondes Haar und flanierte den Bontekai am Wasser entlang. Bereits auf die Entfernung raubte ihr Anblick mir den Atem. Mehrere Sekunden lang glaubte ich, dass es Marietta war. Dann jedoch wurde mir klar, dass ich einer optischen Täuschung erlegen sein musste.

Bis wir da unten sind, meinte meine innere Stimme neunmal klug, *ist die doch längst weg*. Ich war auf meinem Balkon in Aufbruchsvorbereitungen verstrickt. *Außerdem war das nie im Leben Ricks Frauchen*. *Das würde er wittern*.

Hinter der dick aufgetragenen Coolness der Stimme spürte ich auch ihre Nervosität. Noch während ich sie aufforderte, die Klappe zu halten, erblühte in mir die Erkenntnis, dass sie möglicherweise gar nicht mal so falschlag:

Wir würden definitiv zu spät unten ankommen, und auch ich ging davon aus, dass der Hund eine andere Reaktion gezeigt hätte als Gähnen bis zum Kieferknacken.

Trotzdem war es mir unmöglich, weiterhin Bourbon schlürfend in vergangenen Triumphen zu schwelgen wie die Seehunde im herbstlichen Horumersieler Hafenbecken. Ich schnappte mir die beim Hooksieler Hundecoach Ubbo Dose teuer erworbene ausfahrbare Leine. Einen Freundschaftspreis hatte der Kerl mir verweigert. Ich bedeutete dem Tier, mir locker zu folgen. Anleinen würde ich es dann nach Überquerung der verrosteten, unkrautüberwucherten Bahngleise. Die kleine Hecke dahinter ließ sich bequem übersteigen. Der Terrier nahm sie in einem Satz. Das grünbraune Wasser am Bontekai plätscherte in schwerer Nachmittagssonne dumpf vor sich hin.

Dass meine Instinkte bestens funktionierten, war mir an einem vorausgegangenen Ereignis bewusst geworden, das ich kurz schildern möchte:

Entgegen meiner Gewohnheit hatte ich mich entschlossen, den Fahrstuhl zu benutzen. Diesem unten entstieg, sah ich gerade noch einen Mann mit eiligen Schritten die Treppe hinauf verschwinden. Er hatte halblanges grau durchsetztes Haar und trug etwas Helles, irgendwie Flatteriges. Mehr konnte ich nicht erkennen. Auch der Hund blickte ihm hinterher. Er kläffte einmal kurz und nachlässig. Mir war sofort klar, dass der Kerl keine

Zufallsbegegnung darstellte. Meiner Eingebung nach befand er sich auf dem Weg zur Haven-Detektei.

Intuitiv ahnte ich einen Zusammenhang mit Susi Schöpskis Guru-Geschichte. Trotzdem weigerte ich mich, dem Kerl weitere Beachtung zu schenken. Die Frau vom Bontekai schien mir wichtiger. Unauffällig wie Sand im Wind stahl ich mich davon.

Der will garantiert zu dir, klugscheißerte die Stimme. *Ich würde mich da mal lieber drum kümmern, statt fremden Frauen hinterherzurennen*. *Es riecht nach brisantem Fall*.

Ich überhörte sie. Was, wenn die Frau am Kai doch Marietta war? Entlassen wegen guter Führung. Oder ausgebrochen. Von nostalgischen Gefühlen überwältigt, betrat ich den sonnenüberfluteten Platz vor dem Haus. Der Hund folgte mir schwanzwedelnd. In diesen Augenblicken empfand ich ihn als treuen Kameraden und spürte, dass er Ähnliches für mich empfand.

Noch ahnte ich nichts von dem Ereignis-Sog, in den ich in Kürze geraten sollte. Die bisherige Ruhe war nichts als die Ruhe vor dem Sturm. Eine Floskel, die mit großer Wahrscheinlichkeit unserer sturmflutgeplagten Küstenregion entsprang. Denn es ist der ewige Kampf unzähliger Friesen-Generationen gegen die Urgewalt von Sturm und Meer, der uns Küstenbewohner zu jenem widerstandsfähigen und robusten, jedoch herzlichen, allen Wettern trotzenden sowie mit allen Wassern gewaschenen, durch keinerlei Woge zu brechenden Menschenschlag geformt hat, den wir bis heute in stoischer Ruhe verkörpern.

Am Bontekai startete ich Richtung Kaiser-Wilhelm-Brücke. Die riesige Drehbrücke stellt das Symbol meiner Heimatstadt Wilhelmshaven dar, in der ich seit meiner Geburt fest verankert bin. In ein paar Hundert Metern Entfernung erblickte ich das leuchtend grüne Sommerkleid, welches ich bereits vom Balkon aus gesehen hatte. Vielleicht hatte Marietta Freigang.

Mein Weg führte vorbei am ehemaligen Oceanis-Gebäude. Heute sind dort ein Theater (TheOs) und ein Restaurant (CaOs) untergebracht. Dahinter von der grünen Lady plötzlich keine Spur mehr. Doch in Höhe des leider seit Jahren vernachlässigten Museumsschiffes »Kapitän Meyer« stach mir der grelle Farbton

ihres Kleids erneut ins Auge. Die Zielperson befand sich nun auf der KW-Brücke Richtung Südstrand.

»Marietta!«, rief ich.

Der Hund bellte, zerrte an der Leine wie ein Wahnsinniger.

Jenseits der Brücke verschwand das grüne Kleid Richtung Strandpromenade. In Windeseile erreichten wir die Brücke und überquerten diese. Richteten unsere suchenden Blicke die Promenade links hinauf ins Spaziergängergetümmel: nichts. Also Blicke nach rechts in Richtung Banter Fischerdorf. Kein grünes Kleid, so weit das Auge reichte.

Sinnlose Aktion, frotzelte die Stimme. *Aber auf mich hört ja kein Schwein.*

Nach einer ratlosen Weile, auf der Strandmauer aus rotem Backstein hockend, traten wir mit hängenden Köpfen den Rückweg an. Weitere hämische Kommentare der Stimme perlten von mir ab wie Nordseewasser von eingeölter Haut. Leere erfüllte mich, aber nicht lange. Auf einer Bank am Bontekai saß ... das grüne Kleid. Ich hatte keine Ahnung, wie es hierhergekommen war. Die im Kleid steckende Frau war nicht Marietta.

»Was tun Sie denn hier?« Wie immer in entscheidenden Augenblicken kannte ich keinerlei Scheu.

Auweia!, stöhnte die Stimme. *Geht's noch plumper?*

»Wie bitte?« Die Lady war es offenbar nicht gewohnt, am helllichten Tag von wildfremden Männern angesprochen zu werden.

»Ich meine, wie kommen Sie hierher?« Innerlich steckte ich mir eine an – seit ich mir das Rauchen abgewöhnt hatte, eine feste Angewohnheit, die mir in vielen Situationen weiterhalf.

»Sie befanden sich doch gerade noch auf der Brücke Richtung Strand.«

»Ist das vielleicht verboten?«

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Oder täuschte ich mich? Die in ihrem Haar steckende Sonnenbrille zog sie runter auf die Nase, wandte sich provokativ ab. Sollte ich weitergehen? Ich tat es nicht. Sie schob die Brille wieder hoch. Die Blicke ihrer hellblauen Augen (Marietta hatte grüne) schienen verblüfft. Sie wanderten vom Hund zu mir und wieder zurück.

»Nun sagen Sie aber nicht«, rief sie, »dass Sie Reent Reents sind! Der berühmte Haven-Detektiv!«

»Effektiv«, ergänzte ich. Plötzlich wusste ich, wen ich vor mir hatte. Das war der Moment, in dem ich anfang, mich für religiöse Fragen zu interessieren. Eine Leidenschaft, die mich so schnell nicht mehr loslassen sollte. Auch wenn mir dies in jenem Moment noch nicht klar war.

Ganz im Gegenteil lehnte ich den Ermittlungsauftrag der attraktiven Endvierzigerin Susi Schöpfski weiter konsequent ab. So leicht war Reent Reents nicht umzustimmen. Ein Mann, der einmal einen Entschluss gefasst hat, sollte im Notfall hartnäckig dazu stehen. Er durfte kein Rohr im Wind sein.

Im Gegensatz zu Susi-am-Telefon war Susi-am-Kai eher wortkarg. Vermutlich hatte sich bereits ein Hauch Resignation in ihre Gedanken geschlichen.

»Und Sie sind Frau Schöpfski, stimmt's?« Ich setzte mich zu ihr auf die Bank. »Susi Schöpfski.«

»Ja, natürlich«, bestätigte sie. »Susanne Schöpfski, wer sonst?«

»Wo haben Sie denn den Hund gelassen?«, fragte ich mit Blick auf Ricky.

»Welchen Hund?«

»Na, den Hund Ihrer Tochter. Der ist doch auch ein Jack Russell.«

»Ach so, den. Ich musste ihn leider zu Hause lassen. Er hatte Kopfschmerzen.«

»Kopfschmerzen, aber ...?«

»Ja, Kopfschmerzen«, bestätigte sie. »Dann benimmt er sich seltsam.«

Ich beschloss einen Themenwechsel.

»Und Sie erwarten noch immer von mir«, konstatierte ich gelassen, »dass ich nach Tettens fahre, um dort Ihre Tochter Sassi aus den Fängen dieser dubiosen Sekte zu befreien. Wie heißt die noch gleich? ›Gezeiten?«

»Ebbe und Flut«, korrigierte sie kleinlich.

»Ist das nicht dasselbe?«

Sie sah mich irritiert an.

»Ihr Auftrag an mich wäre noch immer«, fragte ich, »diesen ebenfalls dubiosen Guru unter die Lupe zu nehmen, diesen ...?«

»Heinz Meins?«

»Genau.«

Nun sag schon Ja!, forderte meine innere Stimme mit Nachdruck.

»Nun, Susi, ich muss Sie leider enttäuschen.«

»Inwiefern?«, fragte sie geistesabwesend. Die Arme konnte vermutlich an nichts anderes mehr denken als an ihr Töchterchen, das sich in den Klauen des Gurus wand wie ein Aal unmittelbar nach dem Fang.

»Wie schon am Telefon gesagt«, wiederholte ich nüchtern, »ich nehme den Auftrag nicht an. Religiöse Fragen sind nicht mein Metier. Man sollte nur in den Gründen angeln, von denen man etwas versteht, meinen Sie nicht?«

»Doch, doch«, versicherte Susi zerstreut, »da haben Sie natürlich recht. Ist aber wirklich sehr schade.«

»Manchmal«, erklärte ich, »muss man im Leben Dinge sein lassen, bei denen es einem schwerfällt, sie sein zu lassen. Genau wie umgekehrt.«

Hä?, fragte die Stimme. Auch Susi sah mich verwirrt an.

»Manchmal muss man Dinge tun, die man lieber sein ließe.«

»Ach so.«

Meine innere Stimme versuchte weiter, mich zu überreden. Susi dagegen spürte, dass sie verloren hatte, und hielt sich zurück. Die Stimme rannte gegen eine Wand aus Willenskraft und prallte ab. Wie einem spanischen Stier fehlte ihr die Gelassenheit der friesischen Milchkuh.

Steter Tropfen höhlt jedoch den Stein. Und so fand ich mich anderntags auf dem Hof des Hooksier Hundetrainers Ubbo Dose wieder.

»Wat willst du denn in Tettens, sach ma?«, fragte Dose in seinem dösig friesischen Slang. »Weißt du eigentlich, dat ich dor mol drei Jahre gewount hab? Als ich ungefähr soun lüttschen Buddi gewesen war.« Er hielt die Hand in Hüfthöhe.

Wie fast immer trug Ubbo einen Einteiler. Früher ein Blaumann, konnte man ihn jetzt bestenfalls noch als Graumann bezeichnen, er war einfach durch.

»Nein, Ubbo, das wusste ich nicht.« Seit unserem gemeinsamen Polenabenteuer duzten wir uns, weshalb er mir quasi aus der Hand fraß. »Aber dann kennst du dich ja aus in dem Kaff.«

Ubbo wehrte sich gegen die Bezeichnung Kaff. Tettens sei allen Vorurteilen zum Trotz ein ehrbares Dorf, gegen das man nichts sagen könne. Und falls doch, solle man dies besser bleiben lassen. »Die Leudde da sind voll okay und ham dat Herz am rechten Fleck. Wie alle Wangerländer übrigens. Und alle Friesen.«

»Schon klar«, beruhigte ich den Hundetrainer. »Aber jetzt lass uns fahren. Wahrscheinlich geht es um Leben und Tod.«

»Ächt?«, rief er. »Warum sachst dat denn nich gleich, Mann?«

Der Sitz von »Ebbe und Flut« befand sich nicht im Ort Tettens selbst, sondern kurz dahinter links landeinwärts. Da es keine Adresse gab, die ich in mein Navi mit Marylin-Stimme hätte eingeben können, war ich heilfroh, mit Ubbo Dose einen ortskundigen Beifahrer an meiner Seite zu wissen. Er hatte zumindest eine Ahnung, wo der Spirituellenclub sich befinden könnte.

»Eigentlich kann dat nur da sein«, sagte er, geschmeichelt über mein Vertrauen, »wo ich denk, dat dat is. Sonst wüsst ich echt nich, wo dat sein sollte.«

Nach nur kurzer Suche führte er mich mit erstaunlicher Sicherheit zu einem kleinen, für offenbar viel Geld renovierten Anwesen. Bestehend aus Haupt- und zwei Nebenhäusern sowie umgebauter Scheune. Meine Intuition steckte mir, dass wir hier richtig waren. Dabei waren auf dem Weg keinerlei Hinweisschilder zu erblicken gewesen, was zwei recht unterschiedliche Schlussfolgerungen nahelegte: a) Die Betreiber hatten einen Hinweis nicht nötig, oder b) Hier waren ausschließlich Eingeweihte erwünscht.

Aus Gründen vorübergehender Irrelevanz schob ich die Frage beiseite. Die Antwort würde mir ohnehin früher oder später mit der Zufälligkeit eines streunenden Hundes zulaufen. Apropos: Die Gelassenheit, mit welcher der Jack Russel Terrier den Weg von Hooksiel nach Tettens auf Doses Schoß verbracht hatte, irritierte mich. Zufrieden damit, von Ubbos wettergegerbten

Händen gekrault zu werden, schien er geradezu vor sich hin zu grinsen. Auch Dose war ruhiger als sonst. Vermutlich beruhigten sie sich gegenseitig. Sie waren Seelenverwandte.

Sogar meine innere Stimme hielt sich zurück. Die Atmosphäre im Wageninnern glich der träge-friedlichen Ausstrahlung des vor sich hin dösenden Anwesens. Nur ich stand unter Strom wie ein Zitteraal. Unterwegs hatte mich das davor bewahrt, am Steuer einzuschlafen, was nicht gut gewesen wäre. Ich witterte einen neuen Fall.

Die Klinke der Eingangstür (eine im Vergleich zum Resthaus seltsam alte, dunkle Tür, wie entnommen aus einer alten Kirche) bestand aus einem großen goldfarbenen Fisch (Hering?) mit weit aufgerissenem Maul, als befände er sich auf Futtersuche. Neben der Tür erblickte ich ein meerblaues, wegen fehlender Größe beinahe dezent wirkendes Schild. Außer dem weißen Schriftzug »Ebbe und Flut« zeigte es zwei symbolisch angedeutete Wellen sowie die stilisierten Umriss des Minsener Seewiefkens (Meerjungfrau, Anm. des Übersetzers). Letztere das Symbol des friesischen Wangerlandes, auch auf der Wangerland-Fahne zu sehen, weit über regionale Grenzen hinaus bekannt.

Susi Schöpfski hatte mich eingeweiht, dass in den Glaubensgrundsätzen der angeblichen Sekte das Seewiefken eine entscheidende Rolle spielte. Näher erklären konnte sie mir diese jedoch nicht. Dass ich es schnell herausfinden würde, bezweifelte ich keine Sekunde. Während der Fahrt nach Tettens war Philip Marlowe in mir erwacht, was mich mit Zuversicht erfüllte.

»Geh du mit dem Hund um die Ecke. Ich werd derweil den Laden mal ein bisschen checken.«

Stumm folgte Ubbo meiner Anweisung. Er wirkte weiterhin schläfrig. Neben ihm schüttelte sich der Hund, und eine Wolke weißer Haare flog auf.

»Nimm ihn an die Leine«, sagte ich. »Sonst macht er doch nur, was er will.«

»Ich denk, der *soll* machen?« Der verpeilte Hundecoach war verwirrt, leinte aber endlich den Hund an.

»Lasst euch nur Zeit.« Wieder steckte ich mir innerlich eine

an. »Kann eine Weile dauern.« Ubbo hielt den Daumen in die Luft. Wenn es drauf ankam, konnte ich mich auf ihn verlassen wie Friesland auf die Deiche, was ein beruhigendes Gefühl war.

Urpötzlich stand eine große Gestalt mit langem dunkelrotem Haar sowie langem, ebenfalls dunkelrotem Gewand vor mir. Ich hatte keine Ahnung, woher diese gekommen war, weshalb ich erschrak. Es handelte sich jedoch nicht um ein Gespenst, wie man annehmen könnte, sondern um eine Frau. Ich bin groß, aber sie war größer. Das Kleid ließ durchtrainierte Arme und kräftige Schultern frei, die ebenso weiß waren wie ihr Teint. Die markante Nase und die breiten Wangenknochen erinnerten eher an einen schönen Mann als an eine schöne Frau. Obwohl sie dies in gewisser Weise auch war.

Ihre angenehm angeraute Stimme sowie ein freundliches Lächeln begrüßten mich. Nach vorsichtigem Beginn erfüllte das Lächeln schnell das ganze Gesicht. Sonnengleich ging es in diesem auf, ein interessantes Phänomen. Ich würde es später notieren, um es in meinem angefangenen Krimi zu verwenden, bei dem ich noch immer nicht über die dritte Seite hinausgekommen war.

»Kann ich etwas für Sie tun?«, fragte die Erscheinung. Irgendwas an ihr machte mich nervös.

»Keine Ahnung«, sagte ich wahrheitsgemäß. Prüfend schweiften meine Blicke an ihr vorbei zum Anwesen. Sie fragte irgendwas, das ich nicht verstand, da ich nicht zuhörte.

»Suchen Sie jemanden?«, wiederholte sie in schärferem Ton.

»Wieso denn plötzlich so gereizt?« Ich schob mich an ihr vorbei in Richtung Haupthaus. Warum hatte ich den Hund nicht mitgenommen? Ein harmloser Schoßhund ist die beste Tarnung, die man sich vorstellen kann.

Ich war noch nicht ganz an ihr vorbei, als sie schon wieder vor mir stand. Sie war schnell. Ich wieder an ihr vorbei, sie auch wieder an mir. Von außen betrachtet musste es aussehen wie ein alter friesischer Balztanz. Bevor es albern wurde, brach ich ab.

»Siebelt Siebelts«, stellte ich mich vor.

Verwirrt sah sie mich an.

»Ach so, ein Name. Nein, den gibt es hier nicht. Wenn Sie also nichts weiter wünschen ...« Ihre Rechte wies Richtung Ausfahrt.

»Ich *bin* Siebelt Siebelts«, stellte ich klar. Die Finte mit dem falschen Namen war ein spontaner Einfall. »Was meine Eltern sich bei dem Vornamen gedacht haben, weiß ich auch nicht. Und wer sind Sie?«

»Ich wüsste nicht, was Sie das angeht.« Das Alter der Dame schätzte ich zwischen fünfundvierzig und fünfzig. »Ich muss Sie jetzt dringend bitten, das Gelände zu verlassen.«

Ich grinste. Ein Typ mit dunkelbrauner Deutscher Dogge kam aus dem Haus. Ich bezweifelte, dass dies ein Zufall war. Er war noch größer und kräftiger als die Frau und trug ein ärmelloses schwarzes Shirt. Glatze und Vollbart. Durch die Gläser seiner verspiegelten Sonnenbrille starrte er wortlos zu uns herüber. Offensichtlich lag ihm daran, einen bedrohlichen Eindruck zu erwecken. Ich ignorierte ihn gekonnt.

»Ich interessiere mich für spirituelle Fragen.« Meine vorge-täuschte Harmlosigkeit erinnerte mich an die Raffinesse einer Möwe auf Beutezug, kurz bevor sie kopfüber ins Wasser stieß. Ein Naturschauspiel, das man an unserer Küste häufig beobachten kann. Tatsächlich hatte ich mir nur einmal in meinem Leben eine spirituelle Frage gestellt. Und das lag so lange zurück, dass ich mich nicht mehr daran erinnern konnte, welche es gewesen war.

»Das tun viele«, konterte mein weibliches Gegenüber. Sie gab dem glatzköpfigen Giganten ein Zeichen. Dieser setzte sich samt Dogge in einen im Schatten geparkten Range Rover. Mit quiet-schenden Reifen und aufwirbelndem Staub fuhr er vom Hof, ohne uns eines weiteren Blickes zu würdigen.

Um die Ebene allgemeinen Geplänkels zu verlassen, wagte ich einen verbalen Vorstoß: »Ich würde gern mit Herrn Meins reden. Heinz Meins, den Betreiber von ›Ebbe und Flut.« Ich schaute der Lady tief in die meerfarbenen Augen, ohne dort eine Reaktion zu registrieren.

»Da müssen Sie ein anderes Mal wiederkommen«, erklärte sie ungerührt wie ein Deichschaf und wandte sich ab. »Oder an den Schilliger Strand fahren. Da ist er nämlich gerade.«

»Ist er baden?«, fragte ich.

Die Frau lachte ein Lachen wie aus einer anderen Welt, sagte aber nichts.

»Was macht er denn sonst in Schillig? Kitesurft er? Lässt er Drachen steigen?«

»Er meditiert mit unseren Gästen.« Sie war jetzt wieder ganz ernst, fast gelangweilt.

»Natürlich.« Ich tat, als sei eine Horde meditierender Strandtouristen das Selbstverständlichste in unserer friesischen Welt. »Was auch sonst?« Das nunmehr in mir aufsteigende Lachen schluckte ich hinunter wie eine beinah im Hals stecken gebliebene Schollengräte.

»Würden Sie mir netterweise noch Ihren Namen verraten?«

Sie sah mich an, als wisse sie nicht recht.

»Nur damit ich sagen kann, von wem ich den Hinweis habe ...«

»Walburga«, gab sie nun mit plötzlicher und überraschender Bereitwilligkeit Auskunft. »Walburga Meins.« Sie sprach den Namen aus, als würde sie mir die Messe lesen. Das flößte mir ein gewisses Unbehagen ein.

4

Ubbo Dose hatte meine Aufforderung, sich so schnell nicht wieder blicken zu lassen, ernst genommen. Zu ernst. Nach dem Verlassen des Sektentempels musste ich ihn erst suchen. Das dauerte exakt dreizehn Minuten, die mir später fehlen würden. Nachdem ich ihn samt Hund aufgelesen hatte, fuhren wir schnurstracks nach Schillig. Mein Instinkt sagte mir, dass wir keine Zeit zu verlieren hatten.

Obwohl die Ferien vorbei waren, war Schillig, dessen Sandstrand eine echte Perle der friesischen Küste darstellt, auch jetzt noch stark touristenfrequentierte. Ich parkte meinen Wagen bei einem netten Sozialarbeiter in der Inselstraße. Ein cooler Typ, der mir pauschal erlaubt hatte, mein Auto bei ihm abzustellen.

Ich vermutete Meins und seine Clique am frei zugänglichen Hundestrand. Daher erschien es mir das Klügste, dorthin zu gehen. Einem leise plätschernden, jedoch steten Priel gleich, kamen uns schlendernde Touristen in kleinen oder größeren Grüppchen entgegen. Mit sich führten sie Luftmatratzen, Sandschuppen und so weiter. Die Atmosphäre war friedvoll und harmlos.

Als wir von der Inselstraße zum Deich abbogen, zwischen DRK-Gelände und der Feriensiedlung der Arbeiterwohlfahrt, kam uns eine Gestalt entgegen. Bereits auf größere Entfernung erregte sie meinen Argwohn. Es handelte sich um einen Mann, der sich immer wieder gehetzt umblickte. Er führte sich auf, als sei eine Monsterwelle hinter ihm her. Zunächst glaubte ich, er sei betrunken. Er torkelte etwas. Als er losrannte, verwischte sich der Eindruck. Sein Lauf war sportlich, elastisch und leicht ... bis er stürzte. Der Hund bellte. Die Leine verhinderte seinen Blitzstart. Möglicherweise war der Kerl über seine eigenen Füße gestolpert. Noch ehe ich ihm aufhelfen konnte, wollte er schon auf federnden Beinen weiter. Dann erst sah er uns.

»Helfen Sie mir!«, rief er verzweifelt. »Die sind hinter mir her!« Es war niemand zu sehen.

»Wer?«, fragten die Stimme und ich zeitgleich. Ricky bellte erneut. Dose murmelte verblüfft: »Ich seh kein einen außer die da.«

Er deutete auf eine Gruppe alter Menschen mit Rollatoren, die parallel zum Deich unterwegs war und auch auf mich keinen gefährlichen Eindruck machte.

»Na DIE!« Der Mann wollte weiter.

Lasst ihn nicht laufen!, empfahl meine innere Stimme eindringlich. Der Hund, Ubbo und ich stellten uns ihm geschlossen in den Weg.

»Nu mal immer schön langsam mit die junge Pferde«, redete Ubbo beruhigend auf den Verstörten ein. »Da is doch überhaupt gar kein einer außer die paar Rentners da. Die tun doch nix.«

Worte, die tatsächlich eine beruhigende Wirkung auf den Gehetzten ausübten. Vermutlich eine Folge des einschläfernden Timbres in der Stimme des Hooksielers. Ich nutzte die Zeit, um das Äußere des verwirrten Mittdreißigers näher zu betrachten.

Er war mittelgroß, weder dick noch dünn und hatte halblanges, dichtes, in Strähnen leicht ergrautes Haupthaar sowie einen Vollbart. Offenbar war er dabei, sich beides wachsen zu lassen.

Der Vogel kommt mir bekannt vor, meinte die Stimme. Der Hund betrachtete den Fremden mit schief gelegtem Kopf. Er jaulte leise.

Die Kleidung machte einen merkwürdig uniformierten Eindruck. Sowohl das kurzärmelige Shirt als auch die schlotternde Hose war aus dünnem hellblauem Stoff gefertigt, der billig aussah. Die riesigen Füße steckten in Jesus-Latschen.

»Wie heißt du eigentlich, sach ma?« Ubbos Versuch zur weiteren Beruhigung war leicht durchschaubar, wirkte aber.

Und das Zeichen da, warf die Stimme ein, *auf dem Hemd. Das kenn ich auch.*

»Klausi«, stellte der Getriebene sich vor. Auf mich wirkte er wie ein Kind, das seine Mami verloren hatte. Hilflös irrte er nicht nur durch Schillig, sondern durch die Welt und sein gesamtes Leben. Ich war entschlossen, ihm Schutz zu gewähren. Andernfalls wäre ich nicht Reent Reents.

Nachdem mir dies klar geworden war, hatte ich Zeit, mich mit dem Hinweis meiner inneren Stimme zu beschäftigen. Klausis Shirt besaß über dem Herzen ein Emblem, das auch ich an diesem Tag zum zweiten Mal sah. Das erste Mal war auf dem Schild bei »Ebbe und Flut« gewesen: zwei angedeutete Wellen und die Umrisse des Minsener Seewiefkens. Der Verdacht, dass Klausis der Gruppe um Heinz Meins angehörte, drängte sich mit der Macht einer mittelschweren Sturmflut auf.

»Wo sind die anderen?«, fragte ich alarmiert.

Hinter ihm her, Mann, klugscheißerte die Stimme. *Das ist doch wohl klar.* Ubbo warf einen trägen Blick in Richtung Deich, wo inzwischen selbst die Senioren-Gang verschwunden war.

»Die wollen mich töten!«, schrie Klausis plötzlich überlaut. Der Hund spitzte sichtbar die Ohren. Hasenherz Ubbo wurde blass. Ich fragte: »Wer will Sie töten?«

Na die, die hinter ihm her sind. Ist doch wohl schon wieder klar.

Klausis wiederholte statt einer Antwort: »Die wollen mich töten.« Diesmal sehr leise. Als er selbst die Botschaft der Worte begriffen hatte, spannte sein Körper sich zum Durchstarten an.

»Hiergeblieben!«, rief ich autoritär und hielt Klausis fest. Ich spürte seinen Widerstand und sagte beruhigend: »Ubbo geht mit Ihnen vor, ich komme nach. Wir bringen Sie nach Tettens.«

Er aber schrie: »Nein! Nicht Tettens! Ich will nicht nach Tettens. Ich will nach Wangerooge!«

»Wat willst du da denn?«, hakte Ubbo clever nach. Sofort wurde Klausis wieder ruhiger. »Da komm ich her«, sagte er philosophisch, »und da will ich auch wieder hin.«

»Ach sou«, meinte Ubbo trocken.

Ich gab Ubbo ein Zeichen, mit dem angeschlagenen Mann zur Inselstraße vorzugehen. Ich selbst eilte die exakt fünfzig Stufen den Deich hoch, um von dort einen Blick auf den Strand werfen zu können. Über das normale Treiben hinaus Erwähnenswertes spielte sich hier nicht ab.

Unweit fuhr ein schwer beladenes riesiges chinesisches Containerschiff auf den Wilhelmshavener Jade-Weser-Port zu. Ein

etwas kleineres Schiff befand sich auf dem Rückweg ins offene Meer. Dazwischen blitzten ein paar weiße Segel in der Sonne. Auf dem Weg nach Bremerhaven weiter hinten ein beladenes Auto-Frachtschiff. Draußen eine Ahnung des Leuchtturms Roter Sand. Am Wattsaum eine größere Gruppe Pferde mit Reitern, Gäste des Hotels Friesenstern aus Horum, die hier oft auf ihren dunklen Friesenpferden ihre Runden drehten. Der Strand belebt mit Badegästen. Links ruhig daliegend das Vogelschutzgebiet, rechts weiß glänzend der doppelte Hochzeits-Baldachin. Vorne im Watt wie seit Jahrzehnten schon das gekenterte Boot, das im Watt feststeckend nur langsam verfiel. Bei jeder Flut verschwand es und tauchte bei Ebbe wieder auf.

Welch tragende Rolle das Wrack bei der Lösung des vor mir liegenden mörderischen Falls spielen sollte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen. Dahinter Oldeog, die unbewohnte Insel, auch Minsener Oog genannt, mit dem dünnen schwarzweißen Leuchtturm, dito. Rechts davon die Vogelinsel Mellum, auf der man Bäume und mittig ein Haus für Ornithologen erkennen konnte. Links Wangerooge mit dem alles überragenden Westturm, daneben der Osten Spiekeroogs. Ganz rechts Richtung Süden Hooksiel, dahinter Wilhelmshaven. All das war besonders. Es war einzigartig. Nirgends sonst auf der Welt hatte man einen solchen Panoramablick, aber wer wollte, konnte es hier jeden Tag betrachten. In diesem, und nur in diesem Sinne war er nichts Besonderes.

Als ich jedoch nach einer Gruppe Meditierender Ausschau hielt, welche die Nordsee anbetete, liefen meine Blicke ins Leere. Nirgends zu sehen auch Klausis angebliche, möglicherweise wut-schnaubende Verfolger. Nichts bot sich dem forschenden Auge dar außer einem Bild des Friedens, das seinesgleichen suchte. Auf die Flächen zwischen den Dünen konnte ich nicht schauen, auch nicht sehr weit ins Vogelschutzgebiet hinein. Ohne Ergebnis kehrte ich um.

Ergaben die Anschuldigungen dieses Klausis irgendeinen Sinn? Warum sollte eine Horde friedvoll Meditierender einem ihrer Mitstreiter nach dem Leben trachten? Vermutlich lagen

die Probleme mehr in Klausis selbst. Da ich jedoch nicht ganz sicher sein konnte, beschloss ich, mit diesem zur Wilhelmshaver Polizei zu fahren. Dort sollte er seine Aussage noch einmal vortragen. Vielleicht ließ die Sache sich so enträtseln.